

ANDREA ALTHAUS/LINDE APEL/JANA MATTHIES

Erzählungen des Ankommens

Hamburger Perspektiven auf Migration und Stadt

Die Hamburger Stadtgeschichte ist maßgeblich von Migrationsbewegungen geprägt. Im 19. Jahrhundert bestiegen dort Millionen von Menschen Schiffe, um in Übersee ein neues Leben zu beginnen. Tausende Hamburger:innen wurden in der NS-Zeit aus rassistischen oder politischen Gründen vertrieben oder in Ghettos und Vernichtungslager deportiert. Andere wurden aus ganz Europa zur Zwangsarbeit hierher verschleppt. Die Hansestadt war aber auch zu anderen Zeiten Ausgangspunkt, Zielort oder Zwischenstation für Menschen in Bewegung. Ende 2022 hatten statistisch gesehen 39,3 % der Einwohner:innen Hamburgs einen »Migrationshintergrund«.¹ Migrationen aus, durch und nach Hamburg prägen nicht nur den urbanen Alltag und die städtischen Strukturen, sondern waren und sind konstitutiv für vorherrschende Hamburg-Narrative.² Mit der Umschreibung als »Tor zur Welt« wird seit dem frühen 20. Jahrhundert das Image einer weltgewandten Handels- und Hafenstadt gepflegt.³ Diese städtische Selbst- und Außendarstellung findet sich auch in den Erzählungen von Hamburger:innen mit Migrationsgeschichte wieder. Madeleine Bauer (Jg. 1950), die in Frankreich und Marokko aufwuchs und 1970 der Liebe wegen nach Hamburg zog, sagt in einem lebensgeschichtlichen Interview, dass sie vor ihrer Migration keine Vorstellungen von dieser Stadt hatte. Sie habe nur vom »Hafen als Anbindung an die große, weite Welt« gewusst. Dies sei ein »sehr reduziertes Bild« gewesen, obwohl ihr aus ihrer Kindheit in Casablanca und Marseille Hafenstädte bekannt waren. In der gleichen Passage führt sie aus: »Heute noch, wenn ich nach Hamburg reinfahre, spüre ich die Steife dieser Kaufmannsstadt, weil diese Welt nicht meine Welt ist. Ich habe mich da zwar reinbewegt, aber ich fühle mich heute noch nicht zugehörig.«⁴ In ihrer Reflexion über Vorstellungen

1 Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein (Hrsg.), Statistische Berichte. Kennziffer A I 10 - j 22 HH. Bevölkerung mit Migrationshintergrund in den Hamburger Stadtteilen 2022. Auswertung auf Basis des Melderegisters, Hamburg 2023, S. 7. Der Begriff »Migrationshintergrund« bezieht sich auf die »ausländische Bevölkerung« sowie auf deutsche Staatsangehörige, die ab 1950 aus einem anderen Land zugewandert sind, und deren Kinder. Flüchtlinge und Vertriebene infolge des Zweiten Weltkriegs zählen nicht dazu. Vgl. ebd., S. 4.

2 Vgl. Lina Nikou, »Mein Name ist Ausländer«. Alltagserfahrungen und Migrationspolitik in der Stadt, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (Hrsg.), 19 Tage Hamburg. Ereignisse und Entwicklungen der Stadtgeschichte seit den fünfziger Jahren, München/Hamburg 2012, S. 217–232; vgl. David Templin, Urbane Geographien des Ankommens. Migration, Suburbanisierung und Gentrifizierung in Hamburg und seinem Umland seit den 1970er Jahren, in: Matthias Frese/Thomas Küster/Malte Thießen (Hrsg.), Varianten des Wandels. Neue Perspektiven auf die Region in der jüngsten Zeitgeschichte 1970–2022, Paderborn 2023, S. 433–461.

3 Lars Amenda/Sonja Grünen, Tor zur Welt. Hamburg-Bilder und Hamburg-Werbung im 20. Jahrhundert, Hamburg 2008.

4 Interview mit Madeleine Bauer (Alias) am 16.5.2023 in Hamburg. Interviewerin: Jana Matthies, Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg/Werkstatt der Erinnerung (FZH/WdE) 2114, S. 36. Alle Interviewzitate sind pseudonymisiert und für eine bessere Lesbarkeit sprachlich bearbeitet, ohne den Sinn zu verändern.

und (Nicht-)Zugehörigkeiten, die sie im städtischen Raum verortet und in translokalen und biografischen Bezügen darstellt, spricht sie unterschiedliche Facetten des Ankommens an, die wir am Beispiel Hamburg untersuchen wollen: Wie erzählen Menschen mit Migrationsgeschichte in Oral-History-Interviews ihr Ankommen in der Stadt, welche Narrative und Diskurse greifen sie dabei auf und wie positionieren sie sich dazu? Und: Wie verorten sie ihre Migrationserfahrungen (trans-)lokal, wie verhandeln sie Migration als soziales und historisches Phänomen und auf welche Weise verbinden sie ihr migrantisches Erfahrungswissen mit ihrem eigenen Lebensweg?

Migrationshistorische Verortungen

Die Fragen knüpfen an vier Zugänge an, die neuere Ansätze der Migrationsgeschichte seit einigen Jahren einfordern. Der Beitrag setzt daher erstens auf der subjektiv-biografischen Ebene an und rückt mit der Analyse lebensgeschichtlicher Interviews die Agency von Migrant:innen – ihre Wirklichkeitskonzeptionen, Deutungsmuster, Handlungsoptionen und Verarbeitungsstrategien – ins Zentrum.⁵ Zweitens verbindet er zwei Perspektiven wissenschaftsgeschichtlicher Migrationsforschung, indem nach dem Wissen *von* Migrant:innen *über* Migration gefragt wird.⁶ Drittens werden Migrationen in ihrem lokalen Kontext verortet, um den nationalen Blick der Historiografie zu erweitern.⁷ Dafür bieten sich Städte besonders an, weil sich in ihnen räumliche Bewegungen von Migrant:innen verdichten, was diese stark prägt. Urbane Räume sind Resultat sozialer (Inter-)Aktionen von Menschen mit und ohne Migrationsgeschichte. Verfestigte städtische Strukturen, topografisch lokalisierbare Orte und geografische Grenzen wirken wiederum auf deren Bewegungen.⁸ Viertens fokussiert der Beitrag nicht, wie sonst in der Migrationsforschung üblich, *eine* meist national definierte und homogen imaginierte Migrationsbewegung oder Gruppe. Im Sinne einer »Entmigrantisierung« der Migrationsforschung sollen hier Kategorien aufgebrochen und Konzepte hinterfragt werden, die Migrant:innen als »die Anderen« (re-)produzieren.⁹ Wir folgen damit Barbara Lüthi,

5 Vgl. *Maren Möhring*, Jenseits des Integrationsparadigmas? Aktuelle Konzepte und Ansätze in der Migrationsforschung, in: AfS 58, 2018, S. 305–330, hier: S. 311–314.

6 Vgl. *Simone Lässig/Swen Steinberg*, Knowledge on the Move. New Approaches toward a History of Migrant Knowledge, in: GG 43, 2017, S. 313–346, hier: S. 320–323.

7 Vgl. *Maria Alexopoulou*, Deutschland und die Migration. Geschichte einer Einwanderungsgesellschaft wider Willen, Ditzingen 2020; *dies.*, Vom Nationalen zum Lokalen und zurück? Zur Geschichtsschreibung in der Einwanderungsgesellschaft Deutschland, in: AfS 56, 2016, S. 463–484.

8 Zu relationalen Raumtheorien vgl. grundlegend: *Martina Löw*, Raumsoziologie, Frankfurt am Main 2012 (zuerst 2000), S. 224–230; zum Zusammenhang von Mobilität und Stadt in geschichtswissenschaftlicher Perspektive vgl. jüngst: *Felizitas Schaub*, Stadtnomaden. Mobilität und die Ordnung der Stadt: Berlin und Prag (1867–1914), Göttingen 2023.

9 *Barbara Lüthi*, Was kommt nach dem »transnational turn«? Migration Studies und Migrationsgeschichte in der Zeitgeschichte, in: ZfG 70, 2022, S. 8–17, hier: S. 8; vgl. dazu auch grundlegend: *Michael G. Esch/Patrice G. Poutrus*, Zeitgeschichte und Migrationsforschung. Eine Einführung, in: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 2, 2005, S. 338–344; *Janine Dahinden*, A Plea for the »De-migrantization« of Research on Migration and Integration, in: Ethnic and Racial Studies 13, 2016, S. 2207–2225; zur Kritik an der ethnisch-nationalen Brille in der

die fordert, dass »in der Migrationsgeschichte eine Pluralität an ›Stimmen‹ und ›Standpunkten‹ sichtbarer und hörbarer werden [muss], um ein umfassenderes Bild der vielfältigen Logiken des Umgangs mit Menschen und Staaten mit Phänomenen wie Migration, Mobilität und Flucht zu erlangen.«¹⁰ Methodisch eignet sich dafür insbesondere Oral History, wie nicht nur sie betont. Oral-History-Interviews geben Aufschluss darüber, wie Menschen historische Erfahrungen erinnern und sie subjektiv mit Sinn ausstatten. Diese eigensinnigen Deutungen und pluralen Wirklichkeitskonzeptionen haben das innovative Potenzial, historiografische Meistererzählungen und Zäsuren herauszufordern, bekannten Ereignissen neue Facetten hinzuzufügen und sie in ein anderes Licht zu rücken. Geht es um die subjektive Wahrnehmung und Verarbeitung historischer Ereignisse und ihre Rückwirkung auf die Gesellschaft, so ist diese Methode auch deshalb relevant, weil sie über ihre heuristische Funktion zu neuen Fragen führt.¹¹ Lebensgeschichtliche Interviews mit Migrant:innen ermöglichen, ihre Agency und ihr Erfahrungswissen sowie Migrationen im Lokalen zu untersuchen. Denn in Interviews bringen historische Akteur:innen ihre räumlich verorteten Erfahrungen in eine sinnstiftende Ordnung und bauen sich narrativ einen lebensweltlichen Wissensvorrat auf, auf dessen Basis sie handeln und (historische) Wirklichkeiten schaffen.¹² Unerlässlich ist es, diese Erzählungen vor dem Hintergrund der spezifischen Lebens- und Migrationswege der Befragten zu betrachten, denn Migrationen finden stets in einem konkreten historisch-gesellschaftlich geprägten Raum statt und sind von biografischen Verläufen bestimmt. Erfahrungen vor, während und nach der Migration prägen das Erleben des Weggehens, Unterwegsseins, Ankommens, Bleibens, Zurückkehrens oder Weiterwanderns. Migrationserfahrungen verändern zudem lebensgeschichtliche Deutungen und biografische Perspektiven.¹³

Die Migrationserzählungen im Überblick

Als Quellenbasis für unsere Ausführungen dienen lebensgeschichtliche Interviews, die wir innerhalb des Jahres 2023 im Projekt »Open City Hamburg? Migration in der

Konzeption von Migrationsstudien vgl. *Nina Glick Schiller/Ayse Çağlar*, Towards a Comparative Theory of Locality in Migration Studies. Migrant Incorporation and City Scale, in: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 35, 2009, S. 177–202, hier: S. 184 f.

10 *Lüthi*, Was kommt nach dem »transnational turn«?, S. 16.

11 *Alexander von Plato*, Oral History als Erfahrungswissenschaft. Zum Stand der mündlichen Geschichte in Deutschland, in: *BIOS. Zeitschrift für Biographieforschung, Oral History und Lebenslaufanalysen* 4, 1991, S. 97–119, hier: S. 98; vgl. auch: *Alessandro Portelli*, What Makes Oral History Different, in: *Robert Perks/Alistair Thomson* (Hrsg.), *The Oral History Reader*, Abingdon/New York 2016, S. 48–57.

12 Zum Konzept der Lebenswelt als erfahrungsbasierter Wissensvorrat, der das handlungsleitende Weltverständnis von Menschen ausmacht, vgl. *Alfred Schütz/Thomas Luckmann*, *Strukturen der Lebenswelt*, Konstanz 2003, S. 33.

13 Vgl. *Bettina Dausien*, Migration, Biographie, Geschlecht. Zur Einführung in einen mehrwertigen Zusammenhang, in: *dies./Marina Calloni/Marianne Friese* (Hrsg.), *Migrationsgeschichten von Frauen. Beiträge und Perspektiven aus der Biographieforschung*, Bremen 2000, S. 9–24; vgl. *Jochen Oltmer*, *Migration. Geschichte und Zukunft der Gegenwart*, Bonn 2020 (zuerst 2017), S. 20–22.

Stadt erzählen und sichtbar machen« geführt haben. Das Ziel bestand darin, vielfältige Migrationserzählungen zu erheben und sie im Oral-History-Archiv »Werkstatt der Erinnerung« (WdE) an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) zu archivieren, um sie für die zukünftige Geschichtsforschung zugänglich zu machen.¹⁴ Konzipiert als Citizen Science, waren alle Hamburger:innen mit persönlichem oder familiärem Migrationsbezug eingeladen, sich zu beteiligen und ein Interview zu geben, Kontakte zu vermitteln oder selbst zu interviewen. Im knapp einjährigen Förderzeitraum sind insgesamt 19 lebensgeschichtliche, mehrstündige und teils mehrteilige Interviews entstanden, die – von Süd- und Nordamerika über Europa und den Nahen Osten bis nach Südostasien – mehr als 20 Länder erwähnen.¹⁵ Die Interviewpartner:innen wurden zunächst über Anfragen bei migrantisches Organisationen und persönliche Kontakte gefunden, im weiteren Verlauf über das sogenannte Schneeballsystem. Für den Aufsatz analysieren wir zehn der 19 Interviews und fokussieren auf die Befragten, die bewusst einen eigenen Wanderungsprozess durchlebt haben. Ausgeschlossen werden demnach Interviews mit Personen, die in Hamburg geboren wurden oder als Kleinkind mit ihren Eltern hierherkamen. Keine Berücksichtigung finden auch die Narrative der Interviewten, deren Ankunft in Hamburg sehr nah an der Gegenwart liegt, weil darin die reflexive Distanz zur Migrationserfahrung eine gänzlich andere ist als bei Menschen, die schon lange hier leben. Diese Auswahlkriterien ergeben eine Zusammenstellung von Interviews mit Personen, die zwischen 1970 und 2009 nach Hamburg migrierten. Sie erreichten eine Stadt, die unterschiedlich wahrgenommen wurde und wird: Während sie hierzulande – und ihrem Selbstverständnis nach – als weltgewandte Groß- und Hafenstadt gilt, ist sie im globalen Vergleich weniger bedeutend, wird meist zu den sekundären Global Cities gezählt und steht damit hinter den international führenden Metropolen zurück.¹⁶

14 Die Perspektive und Agency der Migrierenden stärker zu berücksichtigen, scheitert häufig an den fehlenden Quellen. Vgl. *Bettina Severin-Barboutie*, Historische Migrationsforschung auf dem Prüfstand, in: *Roland Deigendesch/Peter Müller* (Hrsg.), *Archive und Migration*. Vorträge des 73. Südwestdeutschen Archivtags, Stuttgart 2014, S. 10–17, hier: S. 13 f.; zur Werkstatt der Erinnerung vgl. *Linde Apel*, Ein besonderes Gedächtnis der Stadt? Eine Bestandsaufnahme zum 30-jährigen Jubiläum der Werkstatt der Erinnerung, in: *dies.* (Hrsg.), *Erinnern, erzählen, Geschichte schreiben*. Oral History im 21. Jahrhundert, Berlin 2022, S. 49–80.

15 Vgl. *Andrea Althaus/Linde Apel/Jana Matthies*, Open City Hamburg? Migrationsgeschichte(n) als Citizen Science, in: *Zeitgeschichte in Hamburg*. Jahrbuch der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg 2023, S. 66–78. Auszüge aus den Interviews sind auf der Webseite der FZH zu finden, vgl. URL: <<https://zeitgeschichte-hamburg.de/open-city-hamburg.html>> [11.12.2023]; zum Citizen-Science-Ansatz in Oral-History-Projekten vgl. *Andrea Althaus*, Perfect Match? Zum Zusammenspiel von Oral History und Citizen Science, in: *Moderne Stadtgeschichte* 1/2024, S. 48–59.

16 So zum Beispiel *Christof Parnreiter*, Managing and Governing Commodity Chains: The Role of Producer Service Firms in the Secondary Global City of Hamburg, in: *Die Erde* 1, 2015, S. 1–15; zu historischen Dimensionen dieser Ambivalenz vgl. *Christoph Strupp*, »Mittler zwischen Ost und West« und »Tor zur Welt«. Die Hamburger Sehnsucht nach einer geopolitischen Sonderstellung im Kalten Krieg, in: *Frank Becker/Darius Harwardt/Michael Wala* (Hrsg.), *Die Verortung der Bundesrepublik. Ideen und Symbole politischer Geographie nach 1945*, Bielefeld 2020, S. 177–193.

Für unser Sample ist Hamburg als Zielort der kleinste gemeinsame Nenner und nicht – wie in der Migrationsforschung üblich – eine ethnisch-national definierte Gruppe oder eine spezifische Form der Migration. Die Befragten unterscheiden sich hinsichtlich der Beweggründe, des Alters, des Migrationszeitpunkts sowie der sozialen und geografischen Herkunft. Sie kamen als Geflüchtete oder der Arbeit, Bildung und Liebe wegen nach Hamburg. Zwei der befragten Personen nahmen hier eine Arbeit auf, repräsentieren als Au-pair und als Universitätsprofessor jedoch zwei sehr unterschiedliche Formen von Arbeitsmigration. Zwei Interviewpartner:innen setzten an einer Hamburger Hochschule ihr Studium fort, das sie in ihren Herkunftsländern begonnen hatten. Vier Interviewte kamen durch die Hochzeit mit einem Hamburger in die Stadt. Ein Befragter, der vor politischen Repressionen in Afghanistan nach Deutschland geflüchtet war, fand hier Asyl. Zu den Befragten gehört zudem eine Person, die im Alter von elf Jahren als Sohn eines politischen Emigranten aus Istanbul nach Hamburg kam. Die anderen Interviewten waren zum Zeitpunkt der (ersten) Ankunft zwischen 20 und 26 Jahre alt – mit Ausnahme des Hochschulprofessors, der mit 35 Jahren nach Hamburg kam (zuvor aber bereits seit 25 Jahren in Deutschland lebte). Sechs Interviewpartner:innen sind in außereuropäischen Staaten aufgewachsen (Afghanistan, Syrien, Indonesien, China und Türkei). Vier Personen lebten vor ihrer Migration in einem europäischen Land (Frankreich, Polen und Bulgarien) – aber nur eine konnte von der EU-Personenfreizügigkeit profitieren.¹⁷ Mehr als die Hälfte der befragten Personen (sechs) kam zwischen 1983 und 1993 nach Hamburg, drei zwischen 2006 und 2009 und eine Person im Jahr 1970. Zwei der Befragten migrierten zwischenzeitlich in andere Länder und kehrten nach einigen Jahren nach Hamburg zurück. Vier Personen hatten vor ihrer Zuwanderung nach Hamburg bereits einige Zeit in einer anderen deutschen Stadt gelebt. Die Jahrgänge der Gesprächspartner:innen reichen von 1948 bis 1986, sie waren zum Zeitpunkt des Interviews zwischen 37 und 75 Jahre alt. Sieben der zehn Interviewten sind weiblich. Fast alle haben einen akademischen Hintergrund, konnten in Hamburg jedoch vielfach nicht (gleich) entsprechend ihrer Qualifikation eine Arbeit finden. Zum Zeitpunkt des Interviews befanden sich die meisten in einigermaßen gesicherten finanziellen und aufenthaltsrechtlichen Verhältnissen. Vier von ihnen sind bereits im Ruhestand, zwei sind selbstständig und drei als Angestellte in mittleren Positionen tätig. Eine der interviewten Personen studiert berufsbegleitend. Neun Interviewte führen einen unbefristeten Aufenthaltstitel oder sind eingebürgert. Eine Person hatte zum Zeitpunkt des Interviews große Probleme bei der Verlängerung ihrer befristeten Aufenthaltserlaubnis. Aus diesem knappen Überblick wird deutlich, dass die Quellengrundlage keinesfalls eine statistische Repräsentativität für sich beanspruchen will.¹⁸ Der Überhang an akademisch gebildeten Frauen und an Menschen, die in mittelständischen Verhältnissen leben, hängt

17 Die vertretenen Bezugsländer sind für Hamburg relativ typisch. Sie rangieren – mit Ausnahme von Indonesien und China – unter den zehn häufigsten Bezugsländern inner- und außerhalb der EU. Vgl. »Top 30«-Ranking der Bezugsländer der Bevölkerung mit Migrationshintergrund in Hamburg (Stand: 31.12.2022), in: Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein (Hrsg.), Statistische Berichte. Kennziffer A I 10 - j 22 HH, S. 11 f.

18 Zur Problematisierung der Repräsentativität in der Oral History vgl. Lynn Abrams, *Oral History Theory*, London/New York 2016, S. 6 f.

mit dem Entstehungskontext der Interviews zusammen. Sich von einem Citizen-Science-Projekt angesprochen zu fühlen und gegenüber Historikerinnen das eigene Leben in einer freien Erzählung in Worte zu fassen und als konsistente Geschichte zu präsentieren, erfordert neben ausreichend Deutsch- oder Englischkenntnissen¹⁹ das Interesse, die Zeit und die Muße, sich in der Freizeit an einer wissenschaftlichen Wissensproduktion zu beteiligen. Da die Förderlinie, in deren Rahmen das Projekt finanziert war, eine maximale Laufzeit von 12 Monaten vorsah, war ein Nachjustieren des Samples nur bedingt möglich. So fehlen etwa Migrant:innen, die sich heute noch in prekären Lebensverhältnissen befinden oder mit denen wir uns aufgrund von fehlenden Sprachkenntnissen nicht verständigen konnten. Die Interviewten repräsentieren also keineswegs alle Hamburger:innen mit Migrationsgeschichte und die Vielfalt der hier versammelten Migrationsformen, -verläufe und -erfahrungen sowie ihre subjektiv-individuelle Vergegenwärtigung im lebensgeschichtlichen Erzählen sind in vielerlei Hinsicht kontingent. Kontingenz – im soziologischen Sinn verstanden als prinzipielle Offenheit menschlicher Erfahrung – ist jedoch, wie Simone Lässig und Swen Steinberg betonen, zentral für das Verständnis von Migrationsprozessen.²⁰ Ein kontingentes Sample ermöglicht es, Komplexitäten, Ambiguitäten und Pluralitäten sichtbar zu machen, die Migrationsprozesse genau in auszeichnen, in statistischen Kategorisierungen und medialen Darstellungen jedoch viel zu selten differenziert dargestellt werden. Wir können auf der Basis der hier analysierten Interviews zwar keine generalisierenden Aussagen über *die* Migrant:innen in Hamburg fällen. Es ist uns jedoch möglich, diesen eindimensionalen Begriff aufzubrechen und homogenisierenden, nivellierenden Darstellungen entgegenzuwirken. In einer dichten Beschreibung wollen wir zeigen, wie nuancenreich das Ankommen in Hamburg von Menschen erzählt wird, deren Gemeinsamkeit darin besteht, dass sie als Migrant:innen gelten. Bei der Auswertung setzen wir auf der biografisch-narrativen Einzelfallebene an und analysieren die Erzähltexte zunächst in ihrer biografischen und situativen Gebundenheit. Darauf aufbauend vergleichen wir die Migrationserzählungen auf thematischer Ebene und interpretieren sie in ihren historischen Kontexten.²¹ Im Folgenden steht am Beispiel des Themenkomplexes Sprache die Frage im Zentrum, wie die Interviewten ihr Ankommen in Hamburg erzählen und wie diese Ankommenserzählungen biografisch und historisch gebunden sind (I.). Dann widmen wir uns dem (Erfahrungs-)Wissen der befragten Personen über Migration als gesellschaftlich-historisches Phänomen (II.), bevor wir abschließend danach fragen, wie die Migrationserzählungen lokal verortet sind und welche Perspektiven auf die Stadt daraus entwickelt werden (III.).

19 Kosten für Dolmetscher:innen waren im Projekt nicht vorgesehen.

20 Lässig/Steinberg, *Knowledge on the Move*, S. 316.

21 Zur Interpretation von Oral-History-Interviews in ihren diversen Kontexten vgl. Andrea Althaus/Linde Apel, *Oral History*, Version: 1.0, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 28.3.2023, URL: <https://docupedia.de/zg/althaus_apel_oral_history_v1_de_2023> [11.12.2023].

I. Ankommen erzählen: Sprache, Sprachlosigkeit und Mehrsprachigkeit

Ankommen meint nicht nur das physische Ankommen an einem konkreten Ort, sondern auch das mentale und soziale Ankommen, das Jahre nach der ersten Ankunft in Hamburg liegen kann und nicht abzuschließen ist.²² Es gibt unendlich viele Möglichkeiten des Ankommens, das wir generell als offenen Prozess verstehen, in dem sich Menschen über Orte und soziale Beziehungen eine für sie fremde Umgebung aneignen.²³ Der Übergang zur Beheimatung ist dabei fließend.²⁴ Wie die Interviewten ihr Ankommen in Hamburg erzählen und welche Schwerpunkte sie setzen, ist in hohem Maße individuell und kontextabhängig. Soziale Herkunft, kulturelle Prägungen, Migrationsverlauf, persönliche Situation zum Zeitpunkt des Interviews, Alter, Geschlecht und weitere analytische Differenzkategorien bedingen in ihrer intersektionalen Verflechtung die Narrative. Die Interviewten kommen in unterschiedlichen Hamburgs an, nicht nur, aber auch, weil sie die Stadt zu unterschiedlichen historischen Zeiten erreichten. Es gibt jedoch augenfällige Gemeinsamkeiten, die – zeithistorischen Zäsuren zum Trotz – von Angehörigen verschiedener (Ankunfts-)Generationen und von Personen unterschiedlicher Herkunft gleichermaßen ins Feld geführt werden. So räumen ausnahmslos alle Interviewten dem Thema Sprache viel Platz in ihren Erzählungen über das Ankommen ein. Alle verweisen darin auf fehlende oder vorhandene Kenntnisse der deutschen Sprache. Die 1980 in Aleppo geborene Chedin Sayel, die 2006 einen Hamburger mit syrischen Wurzeln heiratete und zu ihm zog, erzählt, dass sie anfangs vollständig isoliert gewesen sei: »Es war schlimm. Ich hatte keinen Kontakt zu den Leuten hier, habe nur Arabisch gesprochen, und wenn jemand auf Deutsch geredet hat, habe ich nichts verstanden.«²⁵ Mehrere Jahre habe sie sich sozial komplett abgeschottet gefühlt, bis ein Sprachkurs ihr dabei geholfen habe, die Isolation zu überwinden. Chedin Sayel, die in Syrien Soziologie studiert hatte, erzählt vom Erlernen der deutschen Sprache als narrativem Wendepunkt, als *dem* Moment, in dem sie hier Fuß fasste. Sie habe nicht bei null, sondern sogar bei »minus« anfangen müssen, weil ihr syrischer Studienabschluss nicht anerkannt worden sei. Ihr Spracherwerb sei jedoch der erste Schritt auf dem Weg zu ihrer Befreiung aus einer unglücklichen Ehe und in der Folge auch der Startpunkt für gesellschaftlichen Aufstieg und berufliche Entfaltung gewesen.²⁶

22 Vgl. *Ludger Pries*, Migration und Ankommen. Die Chancen der Flüchtlingsbewegung, Frankfurt am Main/New York 2016, S. 130–182.

23 *Nora Friederike Hoffmann*, »Ankommen« in der postmigrantischen Gesellschaft. Die Analyse von Prozessen der Raumkonstitution an neuen Lebensorten, in: Zeitschrift für Qualitative Forschung 22, 2021, S. 39–55; *Amalia Barboza*, ¿Cuándo llegaré? Topographien des Ankommens, in: *dies./Stefanie Eberding/Ulrich Pantle* u. a. (Hrsg.), Räume des Ankommens. Topographische Perspektiven auf Migration und Flucht, Bielefeld 2013, S. 123–136.

24 *Marita Krauss*, Heimat – eine multiperspektivische Annäherung, in: *Natalia Donig/Silke Flegel/Sarah Scholl-Schneider* (Hrsg.), Heimat als Erfahrung und Entwurf, Berlin/Münster etc. 2009, S. 33–49.

25 Interview mit Chedin Sayel (Alias) am 14.2.2023 in Hamburg. Interviewerinnen: Jana Matthies und Andrea Althaus, FZH/WdE 2109, S. 32 und 53.

26 Ebd., S. 26 f.

Xiao Yu-Schmid, die 1963 in Beijing geboren wurde und als Studentin der Wirtschaftswissenschaften 1987 – also 20 Jahre vor Chedin Sayel – nach Hamburg kam, erzählt ebenfalls von einer sprachbedingten Isolation in der Anfangszeit. Sie bezieht dies jedoch weniger auf ein soziales als auf ein intellektuelles Abgeschottet-Sein, weil sie die Nachrichten nicht verstehen und nicht habe mitreden können, wenn es darum ging, was in der Welt und um sie herum passierte. Das habe ihren »geistigen Standard« um mindestens fünf Jahre zurückgeworfen.²⁷ Ende der 1980er-Jahre war von Internet in Privathaushalten noch keine Rede und Kommunikationsmöglichkeiten oder chinesischsprachige Medien waren nicht so leicht verfügbar. Deutsch zu lernen sei für sie jedoch anders als bei Chedin Sayel nicht die große Befreiung, sondern mit vielen Ängsten und psychischem Druck verbunden gewesen, weil nicht nur ihr Studienerfolg, sondern auch ihr Aufenthaltsstatus davon abgehängt habe: »Damals hätte ich nach China zurückkehren müssen, wenn ich die Sprachprüfung nicht bestanden hätte, das wäre ein Desaster gewesen.«²⁸ Migrationsrechtliche Regelungen prägten nicht nur ihren Alltag in der Anfangszeit, sondern bestimmten auch ihren beruflichen Werdegang. Sie erinnert, dass es ihr behördlich verboten gewesen sei, das Studienfach zu wechseln, was sie sehr bedauere, denn eigentlich habe sie Betriebswirtschaft und die damit verbundenen Arbeitsmöglichkeiten nie gemocht.²⁹ Elin Lestari (Jg. 1986), die 2008 als Au-pair nach Ahrensburg bei Hamburg kam, nachdem sie im indonesischen Bandung einen Bachelorabschluss in den Fächern Deutsch und Business Administration gemacht hatte, erzählt den Besuch eines Deutschkurses ebenfalls als biografisch wegweisend. Nicht nur, weil sie dort gute Freund:innen gefunden, sondern weil die Kursleiterin ihr Möglichkeiten aufgezeigt habe, in Hamburg bleiben zu können, um hier ihr Studium fortzusetzen.³⁰ Deutschkurse sind im Interview mit Elin Lestari nicht zuletzt deshalb ein großes Thema, weil sie heute hauptberuflich als Sprachkurskoordinatorin tätig und unter anderem dafür zuständig ist, »Integrationskurse« zu betreuen, die seit 2005 für viele Zuwandernde obligatorisch sind.³¹ Aus dieser Position reflektiert sie über den Zusammenhang von Sprache und Zugehörigkeit. Wenn jemand Deutsch mit Akzent spreche, werde diese Person von der deutschen Umgebungsgesellschaft sofort als Migrant:in wahrgenommen und in der Folge minderwertig behandelt.³² In ähnlicher Weise verbindet die vor fast 40 Jahren aus China zugewanderte Xiao Yu-Schmid die ihr zugeschriebene Nichtzugehörigkeit mit ihrer (Aus-)Sprache: »Noch im Jahr 2023 fragen mich die Leute nach drei Sätzen: ›Woher kommen Sie?‹ Wenn ich sage: [aus dem Hamburger Vorort] ›Wedel, sagen sie trotzdem: ›Mmmh, woher kommen Sie wirklich?‹ Es kann sein, dass sie

27 Interview mit Xiao Yu-Schmid (Alias) am 10.10.2023 in Wedel. Interviewerin: Andrea Althaus, FZH/WdE 2128, S. 26.

28 Ebd., S. 31.

29 Ebd., S. 32.

30 Interview mit Elin Lestari (Alias) am 17.6.2023 in Hamburg. Interviewerin: Jana Matthies, FZH/WdE 2121, S. 20.

31 Vgl. Christoph Schroeder, Integration und Sprache, in: APuZ 57, 2007, H. 22–23, S. 6–12, hier: S. 9; vgl. Gesetz zur Steuerung und Begrenzung der Zuwanderung und zur Regelung des Aufenthalts und der Integration von Unionsbürgern und Ausländern (Zuwanderungsgesetz) vom 30.7.2004. BGBl Jahrgang 2004, Teil I, Nr. 41, §43–45, Bonn, 5.8.2004.

32 Interview Lestari, S. 66.

freundlich sind, aber sie reden langsam mit mir und reduzieren ihre Sprache so einfach wie möglich. Ich denke, wahrscheinlich ist mein Deutsch so schlecht.«³³ Sie stellt die sprachlich bedingte Differenz Erfahrung als spezifisch deutsches Phänomen dar, indem sie in der gleichen Passage betont, dass ihr Vergleichbares auf ihren vielen Geschäftsreisen in den USA nie geschehen sei. Mehr als die Hälfte der befragten Personen hebt hervor, dass Akzente, Sprachfärbungen, grammatikalische Eigenheiten und das Sprechen einer anderen Sprache ihnen das Ankommen erschwert hätten, weil sie permanent und oft Jahrzehnte nach ihrer physischen Ankunft in Hamburg als »anders« markiert würden. Je nach Herkunft variieren die Zuschreibungen. Die eingangs zitierte Madeleine Bauer, die seit 53 Jahren in Hamburg lebt, erzählt, dass ihre Sprachfärbung viele Jahre kommentiert worden sei: »Ich wurde immer als die kleine Französin wahrgenommen. Das war das Erste, was die Leute angesprochen haben, und das hat mich genervt. Das war ein Stempel, ich fühlte mich überhaupt nicht ernst genommen, war wohl auch so.«³⁴ Die latent sexistischen und verniedlichenden Kommentare seien zwar oft tendenziell positiv gemeint gewesen, die Reduzierung auf die Herkunft und die damit assoziierten Zuschreibungen habe Madeleine Bauer jedoch als äußerst unangenehm empfunden. Elena Petrova (Jg. 1986), die 2009 für ihr Masterstudium aus Sofia nach Hamburg kam, habe sogar versucht, im öffentlichen Raum möglichst wenig Bulgarisch zu sprechen, um nicht aufzufallen und »etikettiert« zu werden.³⁵ Im Vergleich zur französischen ruft die bulgarische Sprache in Deutschland andere und meist nicht besonders freundliche Kommentare hervor. Die rassistischen Diskurse der 2000er- und 2010er-Jahre über »Sozialschmarotzer« und »Wirtschaftsmigranten« aus den neuen EU-Beitrittsländern zeigen hier ihre Wirkung auf individual-biografischer Ebene.³⁶ Das Bulgaren-»Etikett« verhindere, dass sie als beruflich erfolgreiche Person wahrgenommen werde: »Manchmal möchte ich einfach, dass man sich nicht damit beschäftigt, woher ich komme [...], sondern dass ich dafür beachtet werde, was ich gemacht und erreicht habe.«³⁷ Die deutsche Sprache war für Elena Petrova, im Gegensatz etwa zu Xiao Yu-Schmid und Chedin Sayel, nie ein Problem. Da sie in Bulgarien Deutsch als zweite Fremdsprache gelernt, vor ihrem Umzug nach Hamburg einen Intensivsprachkurs in Düsseldorf besucht und ein Austauschsemester in Dresden gemacht habe, sei ihr das Einleben hier leichtgefallen: »Da ich die Sprache gut konnte, konnte ich mich auch gut integrieren.«³⁸ Das Zusammendenken von Sprachkenntnissen und »Integration« verweist auf Integrationsdebatten, die in den 1970er-Jahren wurzeln und seit der Jahrtausendwende intensiviert geführt

33 Interview Yu-Schmid, S. 47.

34 Interview Bauer, S. 27.

35 Interview mit Elena Petrova (Alias) am 7.2.2023 in Hamburg. Interviewerinnen: Andrea Althaus und Jana Matthies, FZH/WdE 2106, S. 74.

36 Eins von zahllosen Beispielen: Gesetzentwurf zur Einwanderung. So will die Regierung Sozialbetrüger stoppen, in: Bild, 28.7.2014, URL: <<https://www.bild.de/politik/inland/zuwanderung/regierung-startet-initiative-gegen-sozial-schmarotzer-37419862.bild.html>> [22.1.2024]; kontextualisierend vgl. Yassen Georgiev, Bulgarien im Fokus. Migration und ihre Auswirkungen zwanzig Jahre nach der Wende, in: Südosteuropa. Zeitschrift für Politik und Gesellschaft 57, 2009, S. 404–424.

37 Interview Petrova, S. 62 und 66.

38 Ebd., S. 14.

werden.³⁹ Als das Zuwanderungsgesetz 2005 nach langjährigen Diskussionen in Kraft trat, schrieb es erstmals rechtlich einheitliche Auflagen zur Integration fest, die insbesondere auf den Nachweis deutscher Sprachkenntnisse zielen. In den aktuellen Migrationsdebatten spielt das Thema Sprache ebenfalls eine zentrale Rolle und wird als *der* Schlüssel zur sogenannten Integration dargestellt.⁴⁰ So erstaunt es nicht, dass mehr als die Hälfte der Interviewten diesen Zusammenhang hervorhebt. Franz Grajewski (Jg. 1948), der in Polen in einer deutschsprachigen Familie aufgewachsen ist, mit seinen Eltern im Alter von zehn Jahren ins Rheinland zog und 1983 auf eine Professur in Hamburg berufen wurde, meint etwa, dass sein Ankommen in der Bundesrepublik reibungslos verlaufen sei, weil er die deutsche Sprache beherrschte: »Es gab eigentlich keine Probleme von der Sprache her und auch von der Integration her. Da kann man sehen, dass das eben nicht das übliche Migrantenschicksal ist.«⁴¹ Er musste sich zwar formal einbürgern lassen, hinterfragt jedoch diese Kategorie gleich im ersten Satz: »Meine Einordnung in die Gruppe der Migranten ist etwas problematisch, weil meine Familie komplett deutsch gewesen ist.«⁴² Die Verbindung von Nation, Kultur und Sprache, die Grajewski hier zieht, spielt für die deutsche Nationsbildung eine große Rolle und lässt sich bis weit ins 18. Jahrhundert zurückverfolgen.⁴³ Das Thema Sprache kommt in seiner Erzählung noch auf eine gänzlich andere Weise als in den meisten anderen Interviews vor. Seine Mehrsprachigkeit, die er in den ersten Sätzen des Interviews platziert, zieht sich wie ein roter Faden durch sein als ausgeprägte Berufsbiografie komponiertes Gesamtnarrativ. Seinen beruflichen Werdegang, dessen Fluchtpunkt eine Professur für Osteuropäische Geschichte ist, begründet er damit, dass er aufgrund seiner Herkunft fließend Polnisch spreche und ihm der Erwerb anderer Sprachen als bilingualer Muttersprachler leichtfiele. Mehrsprachigkeit stellt er als Ressource, Wettbewerbsvorteil und Antrieb seiner Karriere dar.

Madeleine Bauer, deren Muttersprache Französisch ist, setzt das Thema Mehrsprachigkeit ebenfalls relevant, verhandelt es jedoch mit mehr Ambivalenz. Zum

39 Vgl. dazu Özkan Ezli/Andreas Langenohl/Valentin Rauer u. a. (Hrsg.), *Die Integrationsdebatte zwischen Assimilation und Diversität. Grenzziehungen in Theorie, Kunst und Gesellschaft*, Bielefeld 2013.

40 Ganz aktuell das meinungsmachende »BILD-Manifest« gegen Antisemitismus und Menschenfeindlichkeit, das 50 Punkte zum Zusammenleben in Deutschland umfasst. Unter Punkt 4 – nach Unantastbarkeit der Würde, Glaubensfreiheit und Bekenntnis zur Rechtsordnung – steht: »Wer bei uns dauerhaft leben möchte, muss Deutsch lernen. Nur wenn wir dieselbe Sprache sprechen, werden wir uns verstehen.«, BILD-Manifest: Deutschland, wir haben ein Problem!, in: BILD, 29.10.2023, URL: <<https://www.bild.de/politik/inland/politik-inland/deutschland-wir-haben-ein-problem-hier-lesen-sie-das-bild-manifest-85895408.bild.html>> [13.12.2023].

41 Interview mit Franz Grajewski (Alias) am 26.6.2023 in Hamburg. Interviewerin: Jana Matthies, FZH/WdE 2117, S. 14.

42 Ebd., S. 2. Das Grundgesetz (§ 116 Abs. 1) legt fest, dass Menschen »deutscher Volkszugehörigkeit« – darunter fallen beispielsweise Vertriebene oder eben Aussiedler aus kommunistischen Staaten – Deutsche und einzubürgern sind. Vgl. Dieter Gosewinkel, *Wie wird man Deutscher? Staatsangehörigkeit als Zugehörigkeit während des 19. und 20. Jahrhunderts*, in: Rudolf von Thadden/Stefan Kaudelke/Thomas Serrier (Hrsg.), *Europa der Zugehörigkeiten. Integrationswege zwischen Ein- und Auswanderung*, Göttingen 2007, S. 93–112, hier: S. 110 f.

43 Vgl. Christian Jansen/Henning Borggräfe, *Nation, Nationalismus, Nationalität*, Frankfurt am Main 2020, S. 34–81.

einen sei sie aufgrund ihrer Französischkenntnisse vielfach wertgeschätzt worden, etwa während ihrer Zeit als Au-pair in einer frankophilen Familie in Düsseldorf oder später im beruflichen Alltag als Fremdsprachenassistentin am Internationalen Seegerichtshof. Zum anderen empfinde sie das Leben in, mit und zwischen zwei Sprachen als herausfordernd, denn Sprache verändere sich. Wenn sie mit der Entwicklung ihrer Muttersprache mithalten wolle, müsse sie sich anstrengen. Sie könne und wolle sich nicht mit einem »Siebziger-Jahre-Französisch« zufriedengeben.⁴⁴ Mit der Wandelbarkeit von Sprache verweist Madeleine Bauer auf einen Aspekt, den neben ihr fünf weitere Interviewpartner:innen hervorheben. Vielfach geschieht dies im Zusammenhang mit der Frage, in welcher Sprache sie sich »woher« fühlen. So positioniert sich etwa Elena Petrova dezidiert gegen die auch in der translokalen Oral History verbreitete Annahme, dass Migrant:innen sich im Deutschen nicht so ausdrücken könnten, wie sie es möchten, und daher beispielsweise Interviews vorzugsweise in deren Muttersprache zu führen seien.⁴⁵ Sie argumentiert: »Ich finde, die [passende] Sprache hängt damit zusammen, was man in welcher Sprache erlebt hat, weil ich nach 13 Jahren hier festgestellt habe, dass es Themen gibt, die ich viel besser auf Deutsch ausdrücken kann, weil ich eine bestimmte Entwicklung hier, in dieser Sprache, gemacht habe.«⁴⁶ Die Aussagen von Madeleine Bauer und Elena Petrova zur Wandelbar- und Kontextabhängigkeit von Sprache sind ein wichtiger Hinweis darauf, dass die Wohlfühlsprache für Migrant:innen, die schon länger in Deutschland leben, nicht per se und alleine die Muttersprache ist.⁴⁷ Dieses Beispiel zeigt, wie aufschlussreich es sein kann, beim Schreiben von Migrationsgeschichte das Erfahrungswissen von Migrant:innen über Migration wahrzunehmen.

II. Über Migration sprechen. Oder: Migrant:innen sind immer die anderen

Dass Sprache *die* zentrale Zugehörigkeitskategorie ist, zeigt sich in den Interviews auch daran, dass andere Zugehörigkeitskategorien wie beispielsweise Staatsbürgerschaft eine deutlich weniger wichtige Rolle spielen. Obwohl sieben der zehn interviewten die deutsche Staatsangehörigkeit erworben haben, erwähnen sie dies im Interview oft nur am Rande oder auf Nachfrage, ganz ähnlich wie das Themenfeld des Rassismus und der rechtsextremen Gewalt, das ebenfalls nur selten gestreift wird. Die meisten der befragten Personen ließen sich aus rein praktischen Gründen einbürgern: Als Hauptgründe benennen sie Reisefreiheit⁴⁸, Kreditwürdig-

⁴⁴ Interview Bauer, S. 19 f.

⁴⁵ Vgl. etwa Elke Scherstjanoi, Oral History in der Fremde. Überlegungen zu Verständnisproblemen in sprach- und kulturübergreifenden Erinnerungsprojekten am Beispiel von Interviews in Russland, in: BIOS 21, 2008, S. 241–255.

⁴⁶ Interview Petrova, S. 75.

⁴⁷ Bis auf Chedin Sayel, die bedauert, dass sie sich auf Deutsch nicht so ausdrücken kann, wie sie es möchte (Interview Sayel, S. 72), gaben alle Befragten im Interview an, dass es für sie richtig sei, das Interview auf Deutsch zu geben.

⁴⁸ Vgl. beispielsweise Interview Yu-Schmid, S. 48 f.

keit⁴⁹, Entgehen der Militärpflicht im Herkunftsland⁵⁰ oder die Gewissheit, immer wieder nach Deutschland zurückkehren zu können.⁵¹ Das Einbürgerungsprozedere beschreiben die meisten als »reibungslos«⁵² und die Wirkung auf ihr inneres Empfinden als nahezu »bedeutungslos«.⁵³ Das hat uns zunächst erstaunt, verändert die Einbürgerung doch die Aufenthaltsbedingungen maßgeblich und erweitert direkt die politischen Rechte. Die narrative Marginalisierung mag damit zusammenhängen, dass die Einbürgerung bei den Interviewten, die die deutsche Staatsangehörigkeit erworben haben, bereits einige Jahre zurückliegt und zur Selbstverständlichkeit geworden ist. Eine weitere Erklärung dafür ist, dass der deutsche Pass nichts an den gesellschaftlichen Zuschreibungen an Migrant:innen und den damit zusammenhängenden Diskriminierungserfahrungen – beispielsweise bei der Wohnungssuche oder auf dem Arbeitsmarkt – ändert. So bringt es der aus Istanbul stammende Filmemacher Ucan Cebi (Jg. 1983), der 1995 als Sohn eines politischen Emigranten nach Hamburg kam, lapidar auf den Punkt: »Solange man den Namen nicht ändert und auch nicht anders aussieht, hilft einem dieser Pass auch nicht weiter.«⁵⁴ In einer Gesellschaft, in der nicht nur der Alltags-, sondern auch der institutionelle Rassismus nach wie vor tief verankert und völkisches Denken verbreitet ist, wird auf vielerlei Ebenen differenziert, wer zu den »richtigen« Deutschen gehört und wer nicht, oder zumindest nicht gänzlich. Das gilt nicht nur für Personen, die äußerlich sichtbar und damit in rassistischer Weise als nicht zugehörig erkannt werden. Edyta Stock-Glienke (Jg. 1968), die in der Nähe von Gdansk aufgewachsen ist und nach der Einbürgerung ihre polnische Staatsbürgerschaft behalten wollte, zitiert ihren Einbürgerungsbeamten mit den Worten: »Herzlichen Glückwunsch, Sie sind jetzt Deutsche, aber machen Sie sich nicht so viel Hoffnung, eigentlich sind Sie trotzdem immer noch Polin.«⁵⁵ Sie spricht dabei Regelungen zur Mehrstaatlichkeit an, beispielsweise welcher Staat im Katastrophenfall für den/die Doppelbürger:in zuständig ist. Edyta Stock-Glienke fühlt sich durch die degradierende, von ihr in wörtlicher Rede zitierte Aussage des Beamten als »Bürger zweiter Klasse«.⁵⁶

Um zu verstehen, wie sich rechtlich bedingte und gesellschaftlich imaginierte Vorstellungen darüber, wer und was (ganz) deutsch ist, auf die Lebensrealitäten von Menschen mit Migrationsgeschichte auswirken, ist es wichtig, deren Meinungen, Einschätzungen und Wissen über Migration als gesellschaftlich-historisches Phänomen zu hören, die sie in den Interviews präsentieren. Mehrere Interviewpartner:innen verweisen auf (populär-)historisches Wissen und beschreiben Migration als Konstante und Universale menschlicher Erfahrung. So meint etwa Ahmad

49 Vgl. beispielsweise Interview mit Edyta Stock-Glienke (Alias) am 9.6.2023 in Hamburg. Interviewerin: Jana Matthies, FZH/WdE 2125, S. 23.

50 Vgl. Interview mit Ucan Cebi (Alias) am 19.4.2023 in Hamburg. Interviewerin: Jana Matthies, FZH/WdE 2115, S. 21.

51 Vgl. Interview Petrova, S. 67.

52 Vgl. beispielsweise Interview mit Ahmad Kadir Kadiri (Alias) am 13.6.2023 in Hamburg. Interviewerin: Jana Matthies, FZH/WdE 2119, S. 71.

53 Vgl. beispielsweise Interview Sayel, S. 57.

54 Interview Cebi, S. 58.

55 Interview Stock-Glienke, S. 23. Edyta Stock-Glienke lebt seit 1993 in Hamburg und hat sich 2021 einbürgern lassen.

56 Ebd.

Kadir Kadiri (Jg. 1961), der Anfang der 1980er-Jahre aus Afghanistan nach Deutschland flüchtete und hier 35 Jahre leitend in einer bekannten Drogeriemarktkette tätig war, gegenüber der Interviewerin ohne vordergründige Migrationsgeschichte: »Im Grunde genommen sind wir alle Migranten gewesen im Laufe der Geschichte. Ich meine, Ihre Vorfahren sind auch von irgendwo hergekommen, die waren doch nicht von Anfang an hier. Hier waren früher Wälder, nicht?«⁵⁷ Sehr ähnlich äußert sich die 37-jährige Elena Petrova, die seit 2009 in Hamburg lebt und zum Zeitpunkt des Interviews in einer Hochschulverwaltung tätig war, auf die Frage, was sie vom Begriff »Migration« halte: »Also die Menschen haben sich immer bewegt. Migration gab es absolut immer in der Geschichte der Menschheit.«⁵⁸ Gerade in Bulgarien, ihrem Herkunftsland, habe Migration eine lange Tradition, viele Bekannte und Verwandte ihrer Eltern seien ausgewandert, lange bevor von »Brain-Drain« die Rede war. Mit diesem Begriff bezieht und positioniert sie sich zu aktuellen sozialwissenschaftlichen und medialen Debatten über die Abwanderung von Fachkräften aus sogenannten Krisenländern: »Der Brain-Drain aus dem Land ist extrem. Ich gehöre dazu. Und da fragt man sich, wie wird denn eine bessere Zukunft gebaut, wenn wir alle weg sind?«⁵⁹ Eine Rückkehr, so bilanziert sie, komme jedoch aktuell nicht infrage. Das schlechte Gewissen, ihr Herkunftsland und vor allem ihre Familie dort im Stich zu lassen, ein Gefühl, das sie mit anderen hochqualifizierten Bulgar:innen teile, sei nicht stark genug, um in einem Land zu leben, wo Korruption hoch und die beruflichen Chancen klein sind: »Ich möchte etwas anderes machen in meinen besten Jahren und nicht in Bulgarien sein und das Gefühl haben, ich komme nicht weiter.«⁶⁰ 2009, als sie in Sofia ihren Bachelor im Bereich Stadtplanung gemacht hatte, war Bulgarien bereits zwei Jahre Mitglied in der Europäischen Union. Als EU-Bürgerin habe sie es als selbstverständliches Recht empfunden, ihren Master anderswo abzulegen. Aus fachlichen Gründen entschied sie sich für die HafenCity Universität in Hamburg: »Als ich für den Master hierhergekommen bin, hat sich das total normal angefühlt. Ich dachte, das steht mir zu, dass ich mobil bin, dass ich den Wohnort wechseln darf, dass ich mich woanders bilde [...], dass ich hier sein und mich frei bewegen kann. Aber hier werde ich eigentlich sehr oft als Migrantin wahrgenommen, es wird nicht gesehen, was ich alles gemacht und geschafft habe und dass ich aus freiem Willen hierhergekommen bin.«⁶¹ Mit ihrer Differenzierung zwischen »Migration« und »Mobilität« greift die akademisch ausgebildete Interviewte eine Grundlagendiskussion der Migrationsforschung auf. Als Unterscheidungsmerkmal rückt sie die Freiwilligkeit des Weggehens und den persönlichen Erfolg ins Zentrum. Aus der eigenen Erfahrung setzt sie damit andere Akzente als migrationshistorische Begriffsbestimmungen. Grundsätzlich lässt sich festhalten, dass Mobilität stets Teil von Migrationen ist, je-

57 Interview Kadiri, S. 77. Zu Migration als Grundbedingung menschlicher Existenz vgl. Klaus J. Bade (Hrsg.), Enzyklopädie Migration in Europa vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Paderborn/München etc. 2007, S. 19.

58 Interview Petrova, S. 62.

59 Ebd., S. 52 und 54 f.

60 Ebd., S. 54; zum Problem der Korruption vgl. Gergana Bulanova-Hristova, Von Sofia nach Brüssel. Korrupte Demokratisierung im Kontext der Europäischen Integration, Baden-Baden 2011.

61 Ebd., S. 45 und 60; sehr ähnlich auch S. 14 f.

doch darüber hinausweist und – als eigenständiges Phänomen betrachtet – auf das zeitlich beschränkte In-Bewegung-Sein fokussiert. Der Untersuchungsgegenstand der Mobilitätsstudien reicht von »Alpentourismus bis Zwangsmigrationen«.⁶² Der Aspekt der Freiwilligkeit, den Elena Petrova als Unterscheidungsmerkmal zwischen Migration und Mobilität festlegt, spielt in migrationshistorischen Definitionen zwar keine Rolle, findet sich jedoch in weiteren Interviews. Madeleine Bauer, die 38 Jahre vor Elena Petrova nach Hamburg kam, erzählt ebenfalls, dass sie eine mobile Lebensweise als selbstverständlich empfunden habe. Sie bezieht dies nicht auf die EU-Freizügigkeit, sondern auf den »Geist der 60er-Jahre« und die damaligen staatlichen Bemühungen um eine deutsch-französische Freundschaft: »Damals fingen alle an, mit dem Rucksack durch die Welt zu reisen. Es gab ganz viel Bewegung von Frankreich nach Deutschland oder andersrum, Schüleraustausch, Taizé, Interrail, also die ganze Jugend war im Sommer unterwegs.«⁶³ Sie plädiert ebenfalls dafür, zwischen »Migration« und »Mobilität« zu unterscheiden, weil es problematisch sei, beispielsweise die Flucht aus Ostpreußen nach dem Zweiten Weltkrieg und digitale Nomaden während der Coronapandemie gleichzusetzen. Vor dem Hintergrund der eigenen (Mobilitäts-)Erfahrungen kommt sie – ähnlich wie Elena Petrova – zum Schluss, dass unterschieden werden müsse, »ob die Leute aus Zwang oder freiwillig« wandern. Deshalb nutze sie für sich nicht den Begriff »Migrantin«, sondern bezeichne sich lieber als »Wanderin zwischen den Welten«.⁶⁴

Die Unterscheidung zwischen freiwilliger und unfreiwilliger Migration, ebenfalls ein Klassiker in der Kategorisierung von Migrationsphänomenen,⁶⁵ hebt auch Dewi Nurul-Hahn (Jg. 1967) hervor. In Jakarta geboren, lernte sie 1989 dort während ihres Studiums der Fremdsprachenpädagogik einen Hamburger kennen, den sie 1993 heiratete. Zunächst lebten sie gemeinsam acht Jahre in Madrid, bevor sie im Jahr 2000 nach Hamburg zogen. Heute arbeitet sie als (Online-)Sprachlehrerin, verbringt jedoch mehrere Monate im Jahr an der spanischen Mittelmeerküste und auf der Insel Bali, wo sie je einen Zweitwohnsitz hat. Sie betont die Freiwilligkeit ihrer multilokalen Lebensweise, indem sie diese abgrenzt von der staatlichen indonesischen Umsiedlungspolitik, dem »Transmigrasi«-Programm: »In Indonesien gibt es Zwangsmigrationen, wenn man auf einer anderen Insel leben muss, das ist ein indonesisches Nationalprojekt. Aber ich bin ohne Zwang hierhergekommen, mit

62 Carolin Liebisch-Gümüş, Mobilität/en und Mobilitätsgeschichte, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 22.3.2022, URL: <http://docupedia.de/zg/Liebisch_Guemues_mobilitaet_v1_de_2022> [15.12.2023]; vgl. auch Bettina Severin-Barboutie, Migration und Zeitgeschichte. Trends, Herausforderungen und Perspektiven, in: Zeitgeschichte in Hamburg. Jahrbuch der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg 2023, S. 49–65, hier: S. 53 f.

63 Interview Bauer, S. 4 f.; zur deutsch-französischen Freundschaft vgl. Ulrich Pfeil, Zur Bedeutung des Élysée-Vertrags, in: APuZ 63, 2013, H. 1–3, S. 3–8.

64 Interview Bauer, S. 41 f.

65 Vgl. grundlegend: Dirk Hoerder/Jana Lucassen/Leo Lucassen, Terminologie und Konzepte in der Migrationsforschung, in: Bade, Enzyklopädie Migration in Europa, S. 28–53, hier: S. 36 f. Die Klassifizierung nach freiwillig/unfreiwillig ist problematisch und umstritten, weil freiwillige Migrationen durchaus Aspekte des Zwangs und unfreiwillige Migrationen Momente der Handlungsmacht enthalten können.

klarem Kopf.«⁶⁶ Sie bezeichnet sich selbst im Interview durchgehend als »Nomadin« und distanziert sich so – wenn auch nicht so explizit wie Elena Petrova und Madeleine Bauer – vom Begriff der Migrantin. Für alle drei scheint »Migration« mit fehlender Handlungsmacht verbunden zu sein, weshalb sie ihre Lebensweisen als mobil respektive nomadisch davon abgrenzen. Sie sind nicht die einzigen, die den Begriff Migrant:in zurückweisen. Keine der interviewten Personen nutzt dieses Wort für sich. Edyta Stock-Glienke, die vor 30 Jahren aus Polen zugewandert ist, vor zwei Jahren die deutsche Staatsbürgerschaft erworben hat und sich selber als »Europäerin« bezeichnet, sagt im Interview, dass sie das Sprechen über Migration stark mit »Afrikanern« verbinde und sich daher von diesem Begriff nicht angesprochen fühle: »Ich habe den Begriff Migrantin nie auf mich bezogen, das war für mich absolut nie Thema.«⁶⁷

Migration – und die damit verbundenen Termini wie beispielsweise Migrationshintergrund – wird auch von den anderen Interviewten nicht auf das eigene Leben bezogen.⁶⁸ Madeleine Bauer, die »Wanderin zwischen den Welten«, die jahrelang als Fremdsprachenassistentin tätig war, versteht Migration als »soziologische Kategorie«, die in der Wissenschaftswelt ihre Berechtigung habe, jedoch im gesellschaftlichen Zusammenhang problematisch sei, weil das »Individuum darin zu verschwinden« drohe und sie »die Gefahr zu stigmatisieren und zu diskriminieren« in sich trage.⁶⁹ In ähnlicher Weise vergleicht Chedin Sayel, deren syrischer Soziologieabschluss hier nicht anerkannt wurde, den Begriff Migration mit dem Messer eines Chirurgen, das in der Medizin notwendig sei, aber in der Gesellschaft großen Schaden anrichten könne.⁷⁰ Migration, so die Bilanz, wird von den Befragten durchgehend als potenziell pejorative Zuschreibung gesehen, die mit dem eigenen Leben wenig zu tun hat und – wenn überhaupt – in Bezug auf andere genutzt wird. Damit unterscheiden sie sich nicht von Menschen ohne vordergründige Migrationsgeschichte, die in den Migrant:innen auch stets die anderen sehen. Doch welche Selbstbezeichnungen nutzen die Befragten? Die meisten sprechen von sich als »Ein- oder Auswanderer:in« oder verwenden den Begriff »Ausländer:in«, der lange Zeit amtssprachlich und medial vorherrschend war und offenkundig nicht als problembehaftet wahrgenommen wird. »Europäerin« oder »Nomadin« sind positiv besetzte Selbstbeschreibungen, die sich in den Interviews finden. Am meisten verbreitet sind jedoch schlicht nationale Zuschreibungen wie »Türke« oder »Indonesierin«. Dies verweist auf die Wichtigkeit und Wirkmächtigkeit des Nationalen in der

66 Interview mit Dewi Nurul-Hahn am 27.6.2023 in Hamburg. Interviewerin: Jana Matthies, FZH/WdE 2122, S. 38; zur indonesischen Umsiedlungspolitik vgl. *Wildan Syafitri/Béatrice Knerr*, Migration in East Java, Indonesia: Implications for Family Welfare and Rural Development, in: *Béatrice Knerr* (Hrsg.), *Transfers from International Migration. A Strategy of Economic and Social Stabilization at National and Household Level*, Kassel 2012, S. 92–128, hier: S. 98.

67 Interview Stock-Glienke, S. 34 f.

68 Das mag auch damit zusammenhängen, dass der Begriff Migration noch relativ jung ist und im Deutschen erst seit den 1980er-Jahren verwendet wird. Vgl. *Kijan Espahangizi*, Migration, in: *Inventar der Migrationsbegriffe*, URL: <<https://www.migrationsbegriffe.de/migration>> [15.12.2023]; vgl. *Jakob Schönhagen/Ulrich Herbert*, Einleitung, in: *dies.* (Hrsg.), *Migration und Migrationspolitik in Europa 1945–2020*, Göttingen 2023, S. 7–25, hier: S. 7.

69 Interview Bauer, S. 41 f.; ähnlich: Interview Grajewski, S. 34; Interview Petrova, S. 60.

70 Interview Sayel, S. 71.

Beschreibung, Rahmung und Erfahrung von Migrationen. Obwohl nationale Gruppen von den Interviewten oft in dichotomer Abgrenzung zu anderen nationalen Gruppen – am häufigsten »den Deutschen« – beschrieben werden, ist auffällig, dass viele die im Erzählen konstruierten Gruppen und die damit einhergehenden Stereotypisierungen im nächsten Atemzug wieder dekonstruieren. Das Bewusstsein für die Pluralität migrantischer Erfahrungen, die in homogenisierenden Labels nicht aufgehen, ist unter den Befragten groß. So erzählt beispielsweise Dewi Nurul-Hahn – in Jakarta geboren, der Vater aus Timor, die Mutter aus Java, mit indonesischem Pass und Wohnsitzen in Hamburg, Malaga und auf Bali –, dass die Fremd- und Selbstbezeichnung »Indonesierin« ihrer »Identität« überhaupt nicht gerecht werde. Migrationsgeschichten – nicht nur ihre – ließen sich nicht so einfach »festbinden« und seien vielschichtiger.⁷¹ Lebensgeschichtliche Interviews haben also das Potenzial, genau diese Komplexitäten von Migrationen sichtbar zu machen.

III. Lokale Verortung und räumliche Perspektivierung

In den Interviews werden vielstimmig, mehrdeutig und durchaus auch widersprüchlich sich wandelnde Bilder von Hamburg präsentiert, die in der herkömmlichen urbanen Historiografie bisher recht wenig vorkommen. Doch wie eignen sich Menschen mit Migrationsgeschichte narrativ den städtischen Raum an und machen ihn (lebens-)geschichtlich bedeutsam? Dazu wurden in einem ersten Analyseschritt sämtliche topografisch lokalisierbaren Hamburger Orte erfasst, die in den Interviews zur Sprache kommen, um darauf aufbauend deren räumliche Relationierung – geografisch und biografisch – zu erkunden. Wenig erstaunlich ist, dass alle Interviewten ihre aktuellen und ehemaligen Wohnorte nennen. Mehr als die Hälfte der befragten Personen leben heute in Wohngebieten im Westen und Norden Hamburgs – in den Bezirken Eimsbüttel, Altona und Hamburg-Nord –, die (medial) nicht unmittelbar mit einem hohen Anteil an Migrant:innen assoziiert werden. Zwei weitere Personen leben im schleswig-holsteinischen »Speckgürtel« von Hamburg. Mit den Stadtteilen Horn (Bezirk Mitte) und Neuallermöhe (Bezirk Bergedorf) wohnen zwei der Befragten in Quartieren, in denen der Anteil an Personen mit sogenanntem Migrationshintergrund statistisch gesehen besonders hoch ist.⁷² All diese Stadtteile gelten jedoch nicht als typische Hamburger »Ankunftsquartiere«, die neuerdings verstärkte historiografische Beachtung finden.⁷³ Umzüge der Interviewten fanden häufig innerhalb eines Stadtteils statt. So beendet beispielsweise die in Polen aufgewachsene Edyta Stock-Glienke, die mit 25 Jahren zu ihrem späteren Ehemann nach Hamburg zog, ihre biografische Stegreiferzählung mit den Worten: »Ich bin jetzt quasi dreißig Jahre hier in Hamburg. In Dulsberg. Ich bin

⁷¹ Interview Nurul-Hahn, S. 23.

⁷² Der Migrant:innenanteil an der Wohnbevölkerung betrug am 31.12.2022 in Neuallermöhe 65,9 % und in Horn 56,4 %. In den Bezirken Altona (35,8 %), Eimsbüttel (32,2 %) und Hamburg-Nord (31,6 %) hatte Ende 2022 statistisch gesehen rund jede dritte Person einen Migrationshintergrund. Vgl. Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein, Statistische Berichte, Kennziffer A I 10 – j 22 HH, S. 5–7.

⁷³ *Templin*, Urbane Geographien, S. 435–437.

einmal umgezogen von der T[...] -Straße in die E[...] -Straße.«⁷⁴ Die beiden Straßenzüge liegen wenige Hundert Meter voneinander entfernt. Auch Ucan Cebi, der als Elfjähriger Mitte der 1990er-Jahre aus Istanbul nach Hamburg-Altona geholt wurde, später mehrfach umzog, aber dem Quartier treu blieb, antwortet auf die Frage, was für ihn Heimat sei: »Ja. Heimat ist, wo man lebt, sagt man ja, nicht? Wo man satt wird und sich glücklich fühlt. Jetzt ist das Hamburg. Ich bin in Altona gewachsen, ich bin Altonaer.«⁷⁵ Sieben der zehn Befragten nennen in ihren Reflexionen darüber, wo und was Heimat ist und wo sie sich zuhause fühlen, Hamburg respektive einen bestimmten Stadtteil. Lars Amenda und Sonja Grünen beobachten in ihrer historischen Abhandlung über Hamburger Masternarrative ebenfalls eine hohe Verbundenheit von Migrant:innen mit der Stadt respektive einem bestimmten Quartier. Gerade das Bild vom »Tor zur Welt« lasse »Zugezogene schnell zu überzeugten Hamburgern werden«.⁷⁶ Eine solche Identifikation ist nicht nur aus Hamburg bekannt, sondern auch für andere Großstädte als ausgesprochen typisch beschrieben worden.⁷⁷

Trotz aller Verbundenheit finden sich in den Interviews auch Erinnerungen an rechte Gewalt und rassistische Erfahrungen, allerdings werden diese im Rückblick von den meisten nicht als Bedrohung für erfolgreiches Ankommen erzählt.⁷⁸ Elin Lestari, deren Au-pair-Jahr zur dauerhaften Auswanderung wurde und die im Interview mehrfach die große Bedeutung der Migration auf ihr Leben hervorhebt, umschreibt ihre Beheimatung ähnlich wie Ucan Cebi als Verwurzelungs- und Wachstumsprozess: »Ich stelle mir vor, ich bin wie eine Pflanze, ich bin am richtigen Platz und dort gewachsen. [...] So wie die Umgebung die Pflanzen bestimmt, wachsen wir so, wie wir entscheiden zu leben. Ich glaube, in Indonesien würde ich nicht weiterwachsen, da hätte ich vielleicht schon drei Kinder, aber hier bin ich größer geworden [...]. Ich fühle Hamburg als meine Heimat.«⁷⁹ Ihre Pflanzenmetapher ankert narrativ in einer Erzählung aus der Kindheit: Als sie im Kindergarten gefragt worden sei, was sie später einmal werden wolle, habe sie – anders als alle anderen, die Berufe angaben – geantwortet: »ein Baum«. In ihrer Selbstdarstellung habe sie sich schon damals von ihren Peers unterschieden, die in ihrer Darstellung ein gleichförmig traditionelles (Familien-)Leben führen würden, das sie so charakterisiert: »Nach der Schule zur Uni, nach der Uni arbeiten, heiraten, Kinder

74 Interview Stock-Glienke, S. 4; zu den verschiedenen Phasen eines lebensgeschichtlichen Interviews, die stets mit einer offenen Einstiegsfrage und einer darauffolgenden biografischen Stegreiferzählung beginnen, die von den Interviewenden nicht unterbrochen wird, vgl. *Althaus/Apel*, Oral History.

75 Interview Cebi, S. 66.

76 *Amenda/Grünen*, Tor zur Welt, S. 96.

77 Zur Beheimatung von Menschen mit Migrationsgeschichte vgl. vor allem *Maria Alexopoulou*, Translokale Identität. Die Vereinnahmung der Stadt im »Nicht-Einwanderungsland«, in: *Kristina Schulz/Wiebke von Bernstorff/Heike Klapdor* (Hrsg.), Grenzüberschreitungen. Migrantinnen und Migranten als Akteure im 20. Jahrhundert, München 2019, S. 180–190; *dies.*, Vom Nationalen zum Lokalen und zurück.

78 Vgl. beispielsweise Interview Cebi, S. 49. Eine Ausnahme ist Dewi Nurul-Hahn, die die rassistischen Anschläge in Mölln und Rostock-Lichtenhagen als Grund angibt, warum sie 1993 nach ihrer Hochzeit mit einem Hamburger erst einmal nach Indonesien zurückgekehrt ist. Vgl. Interview Nurul-Hahn, S. 8 f.

79 Interview Lestari, S. 64 f.

haben und dann wieder Arbeit als Beamter in Uniform oder so.«⁸⁰ Im Gegensatz zu anderen Interviewten stellt sie ihre Migration als zielgerichtet dar. Während bei vielen die Wahl eher zufällig auf Hamburg fiel⁸¹ oder die Stadt gar nicht gewünschter Zielort ihres Migrationsvorhabens war⁸², präsentiert Lestari Hamburg als ihr explizites Wunschziel. Schon in der Grundschule habe sie einen Aufsatz darüber geschrieben, dass sie später einmal in Hamburg leben werde, obwohl sie damals keine genauen Vorstellungen von dieser Stadt gehabt und sie lediglich aus dem Monopoly-Spiel gekannt habe.⁸³ Zum Zeitpunkt des Interviews war ihr Verbleiben in Hamburg respektive Deutschland stark gefährdet, weil ihre befristete Aufenthaltsgenehmigung mehrfach nicht verlängert worden war und ein Rekursverfahren lief. Eine Rückkehr nach Jakarta, so sagt sie im Interview, könne sie sich jedoch nicht mehr vorstellen. Sie imaginiert ihre Zukunft hier und verortet diese explizit – und in dieser Deutlichkeit als einzige im Sample – mit einem ganz bestimmten Ort in Hamburg: »Ich stelle mir vor, nach Feierabend gehe ich an der Alster spazieren und dann treffe ich meine Freunde, dann schnacken wir so im Café oder wir organisieren eine Veranstaltung. So ein Leben stelle ich mir vor, hier in Hamburg zu leben.«⁸⁴

Tatsächlich steht das Fließ- und Seegewässer Alster auf dem ersten Platz in der Liste der Lieblingsorte der von uns befragten Personen.⁸⁵ Neben Elin Lestari nannten drei weitere Personen die Alster als Ort, an dem sie sich in Hamburg besonders wohlfühlen. An zweiter Stelle steht die Elbe mit dem Strand, dem Uferweg, den Fähren und dem Hafen. Besonders beliebt sind zudem Parkanlagen wie der Jenischpark, der Stadtpark, Planten un Blumen oder Naherholungsgebiete wie das Niendorfer Gehege und der Aumühlen-Wald. Dieser Überhang an natur- und wassernahen Orten korreliert mit einer bekannten Selbst- und Fremdzuschreibung Hamburgs als besonders grüne Stadt. So schildert etwa Dewi Nurul-Hahn, die viel unterwegs ist und die Hamburger Parks liebt, ihre ersten Eindrücke von Hamburg beim Anflug folgendermaßen: »Als ich von oben diese grüne Stadt gesehen habe, ist mir das geblieben. Egal von woher, du erkennst Hamburg von oben an der Elbe und dem Grün. Und ich weiß noch, es war August und es hat geregnet, aber ich liebe Regen!«⁸⁶ Mit dem hochsommerlichen Niederschlag nimmt sie eine weitere städtische Großerzählung auf: die vom berühmt-berüchtigten Hamburger

80 Ebd., S. 7. Das Hinterfragen von indonesischen Normalbiografien und ihre Andersentwicklung, die sie in ihrer Migrationserfahrung begründet, ist insgesamt ein zentrales Thema in diesem Interview.

81 Vgl. beispielsweise Madeleine Bauer, die sich in einen Hamburger (und nicht in die Stadt) verliebte und zu ihm zog, obwohl sie sich in Düsseldorf, wo sie zuvor gelebt hatte, »wie ein Fisch im Wasser fühlte«, S. 1 und 26.

82 Drei Personen erzählen, dass sie lieber in die USA als nach Deutschland gegangen wären, aber dass aus Kosten- oder Sprachgründen und weil Bekannte/Verwandte bereits dort lebten, nur Hamburg infrage kam. Vgl. Interview Kadiri, S. 65; Interview Stock-Glienke, S. 19; Interview Yu-Schmid, S. 15.

83 Interview Lestari, S. 7; sehr ähnlich: Interview Nurul-Hahn, S. 49. Inspiration war hier kein Brettspiel, sondern ein Schlüsselbrett mit Hamburg-Wappen, das ihrer Schwester gehörte.

84 Interview Lestari, S. 61.

85 Die Frage nach dem Lieblingsort stellten wir jeder Person zum Abschluss des Interviews.

86 Interview Nurul-Hahn, S. 33.

(Schieter-)Wetter. Darauf bezieht sich auch Ucan Cebi, der im Gespräch die Vor- und Nachteile seiner Wahlheimatstadt abwägt: »Hamburg ist leider wettertechnisch nicht so gut, obwohl es eine der schönsten Städte in Deutschland ist, aber wettertechnisch – ja. In Antalya hast du zum Beispiel niemals unter 20 Grad, auch im Winter nicht. Istanbul ist eine Großstadt, da kann man alles machen, aber ich möchte da nicht gerne leben, weil es anstrengend ist.«⁸⁷ Dass Hamburg die schönste Stadt der Welt sei, und das trotz bescheidenen Wetters, ist ebenfalls ein verbreitetes Motiv hamburgischer Selbstdarstellung. Seine Entscheidung, hier zu leben, obwohl es andernorts vielversprechende Möglichkeiten und mehr Sonne gibt, begründet er über Bezüge zu Orten seiner Herkunft.

Mit translokalen Relationen argumentiert auch Elena Petrova, die seit 2009 mehrheitlich in Hamburg lebt: »Ich habe sehr viel gelernt, weil ich hier in einer Weltstadt lebe. Ich war immer weltoffen, deshalb fühle ich mich hier so wohl, aber ich merke, wie Bekannte von mir, die nur in Bulgarien gelebt haben, Etiketten setzen, weil sie einfach wenig Fremde kennen und sobald jemand einen arabischen Namen hat, flippen sie aus.«⁸⁸ Sie nimmt hier das Bild eines weltoffenen Hamburgs auf und verknüpft es mit ihrer eigenen Migrationsgeschichte.

Elena Petrova und Ucan Cebi reproduzieren nicht nur bekannte Hamburg-Narrative, sondern sie eignen sie sich biografisch an und machen sie für sich bedeutsam. Dabei stellen sie räumliche Bezüge zwischen Hamburg und ihren Herkunftsorten her. Solche Gegenüberstellungen von ›hier‹ und ›dort‹ finden sich zuhauf in den Interviews. Oft haben sie eine rein erzählpraktische Funktion, beispielsweise um Orte oder Situationen ihrer Kindheit und Jugend zu detaillieren, die den Interviewerinnen fremd sind. So beschreibt etwa Chedin Sayel die Entfernung ihrer Wohnung zur Universität in Aleppo mit der Distanz zwischen den beiden Hamburger Bahnhöfen Dammtor und Hauptbahnhof.⁸⁹ Der Hauptbahnhof wird auch von Elin Lestari als Vergleichsfolie genutzt. Sie setzt ihn mit einer gewöhnlichen Bushaltestelle in Jakarta gleich, um darzulegen, wie ruhig und verschlafen Hamburg anfänglich auf sie wirkte.⁹⁰ Die Interviewten setzen nicht nur *hier* und *dort* über Ortsvergleiche in Beziehung, sondern verbinden auch *damals* und *heute* über konkrete Orte. Auf die Frage nach seinem Lieblingsort nennt beispielsweise Ucan Cebi das Kentucky Fried Chicken auf der Reeperbahn – nicht wegen des Essens, wie er betont, sondern weil ihn der Blick vom Balkon auf die oft menschenvolle Vergnügungsstraße an Istanbul erinnere.⁹¹ Madeleine Bauer liebt das Blankeneser Treppenviertel, weil es mit seinem mediterranen Charme ein wenig wie Casablanca wirke, wo sie ihre Kindheit und Jugend verbrachte.⁹²

Insgesamt haben die Orte, die explizit hervorgehoben werden, im Interview meist eine biografisch-narrative Funktion. Abgesehen von Wohn- und Lieblingsorten nennen die Befragten Orte, die mit beruflichen Karrieren, Bildungschancen, gesellschaftlichen Engagements oder besonderen Lebensereignissen, beispielsweise

87 Interview Cebi, S. 66 f.

88 Interview Petrova, S. 63 f.

89 Interview Sayel, S. 21.

90 Interview Lestari, S. 69.

91 Interview Cebi, S. 68.

92 Interview Bauer, S. 36.

der Hochzeit, verknüpft sind. Diese korrespondieren auffällig oft mit der biografischen Gesamterzählung, das heißt der Art der Geschichte, die die Interviewten im Gespräch her- und darstellen.⁹³ Madeleine Bauer und Franz Grajewski, deren lebensgeschichtliche Selbstpräsentationen stark auf den beruflichen Werdegang ausgerichtet sind, nennen beispielsweise fast ausschließlich Arbeitsstätten, anhand derer sich ihre Berufsbiografie nachvollziehen lässt. Auch bei anderen ergibt sich aus der Relationierung der genannten Orte ein Hinweis auf die biografisch-narrative Erzählstruktur. Edyta Stock-Glienke erwähnt in ihrer freien Erzählung – also jenseits von konkreten Nachfragen – nur sehr wenige topografisch lokalisierbare Punkte in der Stadt, die in der Verbindung einen kleinen Bewegungsradius ergeben. Das hängt sicherlich auch damit zusammen, dass sie seit 30 Jahren im gleichen Stadtteil wohnt. Es passt aber auch zu ihrer Gesamterzählung, die – als Ausnahme im Sample – eine Geschichte der Stagnation darstellt, da sie häufig Hindernisse und Vorurteile betont. Dies exemplifiziert sie an ihrem Beruf als Rechtsanwaltsfachangestellte, den sie gewählt habe, weil ihr Lehramtsstudium nur teilweise anerkannt wurde. Eine Rückkehr nach Polen könne sie sich wegen ihrer Kinder hier und der rechten Regierung in den letzten Jahren dort nicht vorstellen. Das lässt sie in einem Vakuum des Dazwischen verharren: »Es ist einfach so, ich bin immer mit einem Fuß hier und mit dem anderen Fuß dort, obwohl ich hier lebe. Das ist schizophran, wie mit zwei Gesichtern leben.«⁹⁴ Ihre Migration erzählt sie folglich als Verlustgeschichte. Während ihre Kindheit und Jugend in Polen »wunderschön« gewesen sei, empfinde sie das Leben hier oft als »schwer«, auch wenn sie Hamburg als Stadt »super« finde. Im Gegensatz dazu komponiert Chedin Sayel, die sich anfänglich in Hamburg komplett isoliert gefühlt hat, eine lupenreine Emanzipationsgeschichte. Dementsprechend handelt es sich bei den Orten, die sie im Interview erwähnt, um Orte der Befreiung und der Selbstverwirklichung. So nennt sie beispielsweise die Sprachschule, dank der sie ihre soziale Isolation überwand, gefolgt vom Standesamt, wo sie sich von ihrem Ehemann scheiden ließ, bis zu zahlreichen kulturellen Einrichtungen, in denen ihr heutiges gesellschaftliches Engagement – das zentrale Thema im Interview ist – zum Tragen kommt. Bei einer Relationierung der Orte manifestiert sich eine Geschichte des Ausgreifens im städtischen Raum: Ihr Bewegungsradius vergrößert sich mit steigendem Emanzipationsgrad.

Fazit

Menschen mit Migrationsgeschichte erzählen ihr Ankommen in Hamburg außerordentlich vielstimmig. In der Pluralität der erzählten Erfahrungen wird die Komplexität von Migrations- und Beheimatungsprozessen sichtbar, die nicht in einfachen Erklärungsmustern aufgehen. Migrationswege verlaufen nicht gradlinig: Nationalität und Familie, Lebensziele und Überzeugungen, Pläne und Zufälle, Gesetze, gesellschaftliche Positionen und viele weitere Faktoren bestimmen die Bedingungen, in

93 Zur biografischen Selbstkonstruktion im narrativen Interview vgl. *Gabriele Lucius-Hoene/Arnulf Deppermann*, Rekonstruktion narrativer Identität. Ein Arbeitsbuch zur Analyse narrativer Interviews, Wiesbaden 2004 (zuerst 2002).

94 Interview Stock-Glienke, S. 33.

denen sich verschiedene Handlungsspielräume öffnen, die individuell unterschiedlich genutzt werden. Migration ist kein etwa mit Integration abgeschlossener Prozess, sondern dauert in der Selbstwahrnehmung und in gesellschaftlichen Zuschreibungen an. Migrationserfahrungen sind im zeitlichen Verlauf ebenso veränderbar wie die Bezüge zum Herkunftsland. Sie prägen die Wahrnehmung des Ankommens und die Bewegung in der Stadt. In Städten wie Hamburg treffen unterschiedlichste Formen von Migrationen aufeinander, deren Akteur:innen diverse Erfahrungen machen. Gemeinsam ist ihnen jedoch, dass sie sich aufgrund ihrer Migration in anderen sozialen und kulturellen Räumen orientieren und ihre Lebensverhältnisse neu ausgestalten müssen. Trotz aller Pluralität, Fluidität und Wandelbarkeit gibt es Themen, die von allen Interviewten relevant gesetzt oder marginalisiert werden. Während der Staatsangehörigkeit in den Narrativen wenig Raum gegeben wird – was auch damit zusammenhängt, dass die meisten Interviewten aufenthaltsrechtlich in gesicherten Verhältnissen leben –, nimmt der Themenkomplex Sprache viel Platz ein. Wie darüber gesprochen wird, ob beispielsweise eher die Sprachlosigkeit als Problem oder die Mehrsprachigkeit als Ressource thematisiert wird, ist biografisch bedingt unterschiedlich. Die große Gewichtung erklärt sich jedoch nicht allein auf subjektiv-individueller Ebene, sondern muss vor dem Hintergrund deutscher Selbstverständigungs- und Zugehörigkeitsdiskurse interpretiert werden, in denen Sprache eine zentrale Rolle spielt. Jemand, der/die nicht (gut) Deutsch spricht, wird nicht als Deutsche:r gesehen und als anders markiert – egal, welchen Pass die Person in der Tasche trägt. Selbst bezeichnen die befragten Personen sich ebenfalls nicht explizit als Deutsche. Die Selbstbeschreibungen reichen von ursprünglichen Fremdbezeichnungen (»Ausländer«) über andere Staatsangehörigkeiten (»Türke«) und supranationale Kategorien (»Europäerin«) bis zu Eigenkreationen (»Wanderin zwischen den Welten«). Auffällig ist die durchgehende Distanzierung vom Begriff Migrant:in, der mit anderen, etwa »Afrikanern« oder sozial weniger erfolgreichen Personen in Verbindung gebracht wird. Dies verweist auf die Wirkmächtigkeit medialer Diskurse, die Migration seit vielen Jahren als Problem und Migrant:innen als Opfer darstellen. Dass Migration weniger Problem- als Normalfall der Geschichte und Gegenwart ist, wird in den lebensgeschichtlichen Erzählungen der Interviewten deutlich sichtbar. In ihren Reflexionen über Migration als gesellschaftliches und soziales Phänomen beziehen sich die Interviewten teils auf Konzepte und Termini aus der Migrationsforschung und interpretieren diese aus ihrer Erfahrung neu, was auch vor dem Hintergrund betrachtet werden muss, dass die Befragten zum Großteil über einen hohen Bildungsgrad verfügen. Andere eignen sich selbstbewusst Begriffe an, die einen negativen Subtext besitzen. Die Bedeutung dieses Umgangs mit Begrifflichkeiten lässt sich nur im narrativen Kontext – auch dem unserer Fragen – verstehen.

Klar zeigt sich, dass die Verbundenheit und die Identifikation mit Hamburg groß sind. Hier wäre kritisch zu hinterfragen, wer spricht und wer nicht – und dabei zu bedenken, dass die Oral History dazu neigt, Personen zu erreichen, die Erfolgsgeschichten zu erzählen haben und wohl auch Citizen-Science-Projekte für Personen mit positiven Erfahrungen attraktiv sind. Trotz dieser Einschränkungen muss ernst genommen werden, dass der Großteil der Interviewten angibt, sich in Hamburg zuhause zu fühlen und hier eine neue Heimat gefunden zu haben. Sie

bezeichnen sich zwar nicht als Deutsche, aber durchaus als Hamburger:innen oder Zugehörige zu einem bestimmten Quartier. Wie die Interviewpartner:innen die Stadt erzählen, hängt stark von ihrem biografischen Gesamtnarrativ ab. Die darin hergestellten Selbst- und Wirklichkeitskonzeptionen sind die Basis ihres Handelns und als solche wirkmächtig. Sie verorten ihre Migrationserfahrungen lokal und erweitern in translokalen Bezügen, die weit über Hamburg hinausreichen, den städtischen Raum. Wenn der Hamburger Hafen mit Marseille und das Blankeneser Treppenviertel mit Casablanca assoziiert wird, wenn die Reeperbahn an Istanbul erinnert und zugleich als lokaler Sehnsuchtsort dient, geraten Zuschreibungen und Bilder in Bewegung und urbane Orte werden in überregionalen und interzeitlichen Relationen neu imaginiert und bedeutsam gemacht. Darin wird deutlich, dass (urbaner) Raum – gedacht als relational aufgebauter, sozial gelebter Raum – eine zentrale Kategorie bei der Analyse und Beschreibung von Migrations- und Beheimatungsprozessen ist. Denn diese sind stets raumbezogen und -gebunden.

Bei den lebensgeschichtlichen Erzählungen anzusetzen, ermöglicht es, die subjektiven Sinngebungen und Neuperspektivierungen zu erfassen und so zu einer Diversifizierung der Migrations- und Stadtgeschichte beizutragen. Gerade in der Verbindung von lokalem und narrativ-biografischem Zugang werden Personen mit Migrationsgeschichte als integraler Bestandteil und Motor von Stadtgesellschaften erkennbar. In ihren räumlich verorteten Narrativen eignen sie sich den urbanen Raum nicht nur an, sondern machen ihn bedeutsam. Indem sie ihre Erfahrungen des Ankommens narrativ in einen sinnhaften Zusammenhang setzen, schaffen sie einen Wissensvorrat, der die Basis ihres Handelns darstellt, was auf städtische Strukturen wirkt, diese verändert oder neu hervorbringt.